

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 70 (1961)
Heft: 4

Artikel: Tschechow
Autor: Matl, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975023>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

TSCHECHOW

Von Prof. Dr. Josef Matl

Vorstand des Instituts für Slavistik an der Universität Graz

Wenn der im Jahre 1860 geborene und 1904 verstorbene russische Dichter Antón Pávlovitsch Tschechow bei unserem literarischen Publikum nur als amüsanter Meister scharf pointierter, witzig-humoristischer Geschichten geschätzt wird, so übersieht diese Wertung das Eigentliche und Wesentliche seiner literarisch-künstlerischen Leistung in der russischen und in der Weltliteratur, vor allem auch den in tieferem Grunde doch ernststen und tragischen Grundton seiner Lebens- und Menschengestaltung.

Tschechow lässt zwar in den Kurzgeschichten seiner frühen Schaffensperiode der achtziger und neunziger Jahre, den Geschichten von den Beamten mit ihrer panischen Angst vor der Person von Rang — ich verweise hier nur auf Chamäleon — den Geschichten von Aerzten, Studenten, Offizieren, Schneidern, Friseuren, Kutschern, verkommenen Gutsbesitzern, Ehemännern und ihren Frauen usw. das alltägliche, banale, kleinbürgerlich-spiesserische Russland in seiner Trivialität, seiner dumpfen und stumpfen Beschränktheit, seiner seelischen Enge, seiner kleinlichen Schabigheit und Verlogenheit grotesk humoristisch Revue passieren und konterfeit diese Welt mit einer treffenden Sicherheit und scharfer Beobachtung, demaskiert ihren Schein, beraubt sie ihres unechten Putzes und Schmuckes (ich nenne nur die Geschichte einer lebendigen Chronologie mit den fünf Kindern von verschiedenen Vätern). Tschechow gestaltet dies alles als kühler Diagnostiker, denn er ist ja nicht nur seiner Berufsausbildung nach Arzt. Seine Haltung der Welt und den Menschen gegenüber ist die eines Arztes. Seine Schilderungen sind Diagnosen, schonungslos in der Feststellung und Deutung der Symptome und doch vom Willen getragen, zu helfen und zu heilen. So tritt in seinem novellistischen Schaffen seit den neunziger Jahren, später auch in seinen dramatischen Stücken der ernste, wehmütige, gedämpfte Grundton immer mehr hervor. Tschechow sagt über seine Thematik und sein künstlerisches Wollen selbst folgendes aus: «Das Heiligste alles Heiligen ist mir der Mensch. Gesundheit, Geist, Talent, Schaffensfreude, Liebe und äusserste Freiheit, Befreiung von Vergewaltigung und Lüge, wo immer sich diese beiden letzteren nur äussern mögen. Das ist das Programm, das ich durchführen würde, wenn ich ein grosser Künstler wäre.» Die Frage, die als Motto über einer seiner

erschütterndsten und vollendetsten Geschichten, der vom alten Droschkenkutscher, betitelt «Das Leid», steht, durchzieht sein ganzes Schaffen: «Zu wem soll ich von meinem Leide sprechen?»

Das Leid

Abendliche Dämmerung. Grober, nasser Schnee wirbelt träge um die eben erleuchteten Lampen und legt sich mit leichter, weicher Schicht auf Dächer, Pferde Rücken, Schultern, Kappen. Der Kutscher Jona Potapov ist über und über weiss, wie ein Gespenst. Er sitzt zusammengeduckt auf dem Bock, so gut sich nur ein menschlicher Körper zusammenducken kann, und regt sich nicht. Fiele ein ganzer Schneehaufen auf ihn, auch dann scheint es, würde er nicht das Bedürfnis haben, den Schnee von sich abzuschütteln... Sein Pferd steht ebenso weiss und unbeweglich da. In seiner Unbeweglichkeit, seinen eckigen Formen, seinen stützgeraden Beinen ähnelt es fast einem Kopeken-Pferdchen aus Lebkuchen. Es ist ganz sicher in Gedanken versunken. Wer vom Pflug fortgerissen wurde, von den gewohnten Bildern und hierher geworfen in diese Pfütze voll ungeheuerlicher Lichter, rastlosen Lärms und eilender Menschen, der muss nachdenken... Jona und sein Pferd bewegen sich schon lange nicht vom Fleck. Von zu Hause sind sie vor Tisch bereits weggefahren, doch Einnahmen gibt es immer noch keine. Da, jetzt senkt sich nächtliche Finsternis über die Stadt herab. Das bleiche Licht der Lampen überlässt seinen Platz lebendigen Farben, und der Trubel in den Strassen wird noch lärmender.

Da endlich kommt ein Fahrgast. Er schimpft ihn, weil er nicht achtsam fährt. Jona will etwas sagen, schliesslich bringt er es heraus: «In dieser Woche, Herr, sehen Sie... ist mein Sohn gestorben.» Doch der Fahrgast, ein Offizier, hat nicht viel Zeit und Lust ihm zuzuhören. Nachdem er ausgestiegen ist, kommen drei junge Leute, die er fahren muss. Auch ihnen kann er nicht schnell genug fahren. Als sie in ihrer Unterhaltung eine kleine Pause machen, dreht er sich um und sagt: «Mir ist in dieser Woche... wissen Sie... mein Sohn gestorben!» Da antwortet der eine der drei, dass alle Menschen einmal sterben müssen, und wie Jona anfangen will zu erzählen, wie es geschah, sind sie am Ziel, und einer der drei seufzt erleichtert auf.

Die drei lauten Fahrgäste haben sich entfernt: Wieder ist er allein, und wieder befällt ihn die Stille . . . Das noch nicht allzulang besänftigte Leid taucht wieder auf und schwillt in seiner Brust in noch stärkerem Masse an. Jonas Augen irren unruhig und gequält über die Menge der Menschen, die sich zu beiden Seiten der Strasse hin und her bewegen.

Gibt es denn unter diesen tausend Menschen nicht wenigstens einen, der ihn zu Ende hören will? Doch die Menge läuft weiter und bemerkt weder ihn noch das Leid . . . Dieses Leid ist so ungeheuer, dass es keine Grenzen kennt. Spreng die Brust des Jona und lass das Leid herausfließen, die ganze Welt könnte es überschwemmen, und doch ist es nicht sichtbar. In einer so nichtigen Schale verstand es Platz zu finden, dass man es auch bei Tage mit Licht nicht zu sehen vermag . . .

Jona steht wieder allein da. Er sieht einen Hausmeister und beschliesst, sich mit diesem zu unterhalten, so beginnt er nach der Zeit zu fragen. Der andere sagt ihm zwar die Zeit, doch fordert er ihn auf weiterzufahren. Jona fährt einige Schritte weiter und nach weiteren fünf Minuten zum Standort der Kutschen zurück. Im Raum, wo sich alle Kutscher aufhalten, setzt Jona sich neben den Ofen, sieht sich von schlafenden Kameraden umgeben und bedauert, schon so bald nach Hause gefahren zu sein. In einer Ecke erhebt sich ein junger Kutscher. Jona redet ihn an, ob er etwas trinken will. Dann fährt er fort . . . «Mir ist der Sohn gestorben, Kamerad . . . Hast du es schon gehört? . . .» Er wartet auf die Wirkung seiner Worte, doch der junge Mensch hat sich schon wieder hingesetzt und zu schlafen begonnen. Jona steht auf, um nach seinem Pferd zu sehen. «Meine gute alte . . . Kuz'ma Jonyc ist nicht mehr . . . tot . . . einfach gestorben . . . Stell dir vor, du hättest ein kleines Fohlen und wärest dem kleinen Fohlen seine leibhaftige Mutter . . . und plötzlich, stell dir vor, stirbt dieses kleine Fohlen . . . Das tut doch weh?» Das Pferd kaut und lauscht und schnauft in die Hand seines Herrn. Jona lässt sich hinreissen und erzählt ihm alles . . . Jona hat endlich einen gefunden, dem er alles sagen kann.

Oder denken wir an eine andere erschütternde Geschichte, die von dem armen Bauernjungen Vanka, der in der Stadt in der Lehre ist, mehr Prügel als Brot bekommt und am Weihnachtsabend seinem Grossvater schreibt: «An den Grossvater im Dorf» und den Brief in einen Briefkasten wirft. Eines der Tschechowschen Theaterstücke, das von den drei Schwestern, endet mit der Frage: «Wenn wir nur wüssten, weshalb wir leben.»

In der Novelle «Mein Leben» wird der Baumeister Polosnew von seinem wie es heisst «missratenen» Sohn folgendermassen angeredet: «Ich gebe zu, dass ich an vielem schuld bin, aber warum ist euer Leben, das wir uns durchaus zum Muster

nehmen sollen, so öde, so inhaltsleer, warum findet sich in keinem von all den Häusern, die du seit dreissig Jahren baust, auch nur ein Mensch, bei dem ich hätte lernen können, wie man leben soll, ohne schuldig zu werden? In der ganzen Stadt nicht ein ehrlicher Mensch! Alle eure Häuser sind verdammte Nester, in denen man Müttern und Töchtern das Leben verleidet, Kinder martert. Meine arme Mutter! Meine arme Schwester! Man muss sich mit Schnaps, Kartenspiel, Klatschgeschichten betäuben, man muss kriechen und heucheln oder Jahrzehnte lang immer nur am Zeichentisch sitzen, um all die grauenhaften Dinge nicht zu sehen, die in diesen Häusern verborgen sind. Unsere Stadt besteht schon seit Jahrhunderten, und in dieser ganzen Zeit hat sie dem Vaterland nicht einen nützlichen Menschen geschenkt — nicht einen! Ihr habt alles halbwegs Lebendige und Farbige im Keim erstickt. Eine Stadt von Grünkramhändlern, Schenkwirten, Kanzleischreibern, Heuchlern, eine unnütze, überflüssige Stadt, um die es keiner Seele leid wäre, wenn sie eines Tages in die Erde versänke.»

Einst hatte der russische Kritiker Beeinskij ausgerufen: «Noch haben wir nicht festgestellt, ob es einen Gott gibt, und ihr wollt zum Essen gehen!» Tschechows Helden gehen essen, um nicht über das Dasein Gottes zu grübeln. Man nehme nur die Geschichte von dem weltberühmten Universitäts-Mediziner, der die Sinn- und Zwecklosigkeit seines ruhmgekrönten Daseins erkennt.

Als Künstler des Wortes, des Erzählens ist Tschechow mit seiner unerschöpflichen Erfindungsgabe, neue Pointen herauszuholen und zu verblüffender Wirkung zu bringen, mit seiner vorbildlichen Knappheit, mit seiner Kunst der Verhaltenheit, des Andeutens, des Weglassens, des Nicht-zu-Ende-Sprechens, also der indirekten pointierten Darstellungsweise, der anerkannte Lehrmeister der grossen angelsächsischen Kurzgeschichtenautoren, der short story geworden: ich nenne nur Virginia Woolf und Hemingway.

Wenn auch die Hinwendung zu jener Art menschlicher Bedrängnis Tschechows Thematik füllt, wenn in den von ihm geschilderten Menschen und Situationen die resignierte melancholische Haltung und Weltanschauung überwiegt — man denke nur an Erzählungen wie «Der Traum» oder «Das Elend» oder «Vor Gericht» — ebenso in seinen Schauspielen, von denen Maxim Gorki sagt, sie seien nicht Handlung, sondern Musik, die zartnuancierten Untergangsstimmungen wie bei Schnitzler und Hofmannsthal überwiegen, so trägt doch Tschechow selbst einen tiefen optimistischen Glauben an eine bessere Zukunft in sich. An Gott glauben sei nicht schwer, lehrt seine Erzählung des Obergärtners, man soll doch endlich versuchen, auch an den Menschen zu glauben.